

Bericht des Superintendenten für die Kreissynode
des Ev. Kirchenkreises Tecklenburg
am 22. Juni 2015 in Schale
Superintendent André Ost

Liebe Schwestern und Brüder,
hohe Synode,

„Nehmt einander an, wie Christus euch angenommen hat zu Gottes Lob“ (Römer 15,7).

Die Jahreslosung für dieses Jahr 2015 stellt uns eine Aufgabe, die leichter und gefälliger klingt, als sie im Alltag umsetzbar scheint. Dass Christenmenschen sich einander aufgeschlossen und entgegenkommend zeigen, friedfertig und versöhnungsbereit, das gehört sozusagen zum guten Ton im christlichen Wertekanon. Es ist ein Anspruch, den wir an uns selber stellen, den aber auch die Welt von uns erwartet.

So wird jede Auseinandersetzung, die wir führen, jeder offene Streit, der ausbricht, nicht nur zu einer für uns persönlich bedrängenden Erfahrung, sondern gerät auch immer gleich zu einer Anfrage an die Glaubwürdigkeit von allem, was wir in Gottes und in Christi Namen reden und tun.

Dabei wirft der Apostel Paulus gar nicht mit frommen Aphorismen um sich, was man ja meinen könnte, wenn man die Jahreslosung so isoliert betrachtet. Er weiß sehr wohl um die grundsätzliche Reizbarkeit und Konfliktbereitschaft von uns allen.

Es entspricht auch seiner Erfahrung, dass es geradezu töricht wäre anzunehmen, dass wir im Stande des Glaubens automatisch bessere Menschen wären. Wir sind nicht weniger konfliktbegabt und konfliktwillig als alle anderen. Wir sollten nur zusehen, dass wir über unsere Auseinandersetzungen nicht das rechte Maß verlieren. Wir sollten die Mitte nicht vergessen, die uns sammelt und sendet.

Als Paulus diesen Satz sagt, *„Nehmt einander an, wie Christus euch angenommen hat“*, versucht er in einen konkreten Streitfall hinein zu vermitteln. Damals in der Gemeinde in Rom ging es oberflächlich gesehen „nur“ um die Beachtung von alten jüdischen Speisevorschriften. Aber im Grunde ging es um viel mehr. Es ging um die alte Spannung von Kontinuität und Neubeginn, von Tradition und Moderne. Oder, um es im Bild der Präses zu sagen, um Bremse und Gaspedal.

Was ist der richtige Kurs? Wie sollen wir uns ausrichten? Die einen sagten: Im Stand unseres Christenglaubens können wir es uns leisten, Altes hinter uns zu lassen. Wir sind frei, wir brauchen uns nicht binden. Die anderen sagten: Wir haben eine Geschichte, eine Identität. Wir sollten das Alte bewahren, es gibt uns Halt und Sicherheit.

In dieser Situation, in der sich die Leute verschiedenen Seiten zuordneten, in der sich die Parteien, je nach eigener Sichtweise, gegenseitig in Starke und Schwache einteilten, spielte Paulus nicht die Rolle des Richters. Er verwies vielmehr auf den Grundauftrag der Kirche, er rief die gemeinsame Mitte ins Bewusstsein, das Lot, das alle Aufgeregtheit und Verbissenheit in ein gesundes Maß einpendeln lässt.

„Nehmt einander an, wie Christus euch angenommen hat zu Gottes Lob.“

Denn das ist der Wesenskern unseres Glaubens, der Grund, warum wir uns zu Gottesdienst, allerlei kirchlicher Veranstaltung und zur Synode versammeln. Das ist der Grund, warum es uns als Kirche überhaupt gibt. Wir leben von dieser *einen* tragenden Grundbotschaft: Christus hat uns angenommen!

Nur weil wir *darum* wissen, nur weil es diese *erste* Botschaft gibt, können wir überhaupt den Versuch unternehmen, uns auch in *gegenseitiger* Annahme zu versuchen. Weil das Angenommensein das Annehmen hervorbringt.

In diesem Lichte betrachtet können wir vielleicht unsere eigenen Herausforderungen besser einordnen. Sehen uns herausgefordert, sie ins richtige Verhältnis zu setzen oder auch zu korrigieren.

Konflikte sind keine Katastrophe, sie sind das Normale. Das sollten wir mal festhalten. Sie entstehen immer, wenn Menschen etwas Gegensätzliches wollen. Konflikte müssen ausgetragen werden, man muss sie üben. Oft geht das schief. Und gerade weil wir Christenmenschen bisweilen der irrigen Ansicht sind, dass Konflikte eigentlich gar nicht vorkommen sollten, werden sie manchmal so seltsam „gelöst“, durch Nichtkommunikation oder Beziehungsabbruch.

Es ist wichtig, dass wir es lernen, Auseinandersetzungen zuzulassen und sie in einer Weise auszutragen, dass sie uns nicht zerstören.

Vor allem sollten sie den Kern nicht überdecken, um den es eigentlich geht. Wir sind ja nicht für uns selber da. Wir sind nicht selber die Botschaft, sondern nur deren Überbringer. Es geht nicht in erster Linie darum, dass es *uns* gut geht, sondern dass die Welt etwas von dem Guten erfährt, das wir weitergeben.

So wird es uns zu einer ständigen Aufgabe, einerseits das Streitbare und Widerständige zuzulassen und andererseits es doch nicht so mächtig werden zu lassen, dass es die grundsätzliche Gemeinsamkeit beschädigt, die wir als Christinnen und Christen miteinander haben. Wir sind aufeinander hingewiesen, weil wir in Christus eins geworden sind.

In vielfacher Hinsicht ist uns auch in unserem Kirchenkreis die Aufgabe des einander Annehmens gestellt. Ich will dieses Motiv aus der Jahreslosung deshalb als Leitfaden für meinen Bericht in diesem Jahr nehmen. Ich möchte beschreiben, in welchen Bereichen ich Herausforderungen, Hoffungszeichen und Schmerzpunkte für gegenseitiges Annehmen sehe.

1. Das gegenseitige Annehmen im Verhältnis von Kirchengemeinden und Kirchenkreis

„Die Tecklenburger haben sich uns als selbstbewusste und starke Menschen gezeigt. Stolz auf Geschichte und Tradition ihrer Region. Gewohnt, zuzupacken und Dinge in die Hand zu nehmen. Hier ist die evangelische Kirche noch im Dorf. Und zwar in jedem Dorf eine. In den Städten auch mehr. Dazu die entsprechenden Kirchengemeinden, die eine Menge auf sich und ihre Mündigkeit halten.“

So beschrieb Präses Annette Kurschus unseren Kirchenkreis beim Empfang im Kloster Gravenhorst zum Abschluss der Visitation Mitte April. Ihre Rede war ein erstes Streiflicht, noch ganz unter den ersten Eindrücken dieser Besuchstage formuliert. Noch warten wir ja auf den ausführlichen schriftlichen Bericht, der uns weiterführende Hinweise gibt, welche Einschätzungen das Visitationsteam gewonnen hat und welche konkreten Hinweise und Empfehlungen es aussprechen möchte. Aber manchmal sind erste Eindrücke ja schon sehr wertvoll, weil sie aus dem Erleben des Augenblicks heraus formuliert sind. Nicht bis ins Letzte abgewogen und darum nicht auf die Goldwaage zu legen. Aber gerade deshalb auch mit einer gewissen spontanen Ehrlichkeit versehen.

Besonders in Erinnerung geblieben sind uns aus der Rede der Präses vielleicht die beiden Sprachbilder vom Tecklenburger Herz mit seinem robusten Charme, das überzeugt sein will. Und das Bild von Bremse und Gaspedal, mit dem das Verhältnis von Innovation und Beharrung beschrieben wurde, das unseren Kirchenkreis sicher in besonderer Weise prägt.

Ich persönlich fand unseren Kirchenkreis in dieser Rede durchaus treffend charakterisiert. Wie ich überhaupt sagen muss, dass ich diese Visitationswoche als sehr gewinnbringend für uns erlebt habe.

Von außen betrachtet sind wir wohl ein Kirchenkreis, in dem das Beharrungsvermögen stärker ausgeprägt zu sein scheint, wo Beweglichkeit und der Drang nach Veränderung dagegen vergleichsweise schwächer wahrnehmbar sind. Aber das sieht man hier bei uns nun mal nicht grundsätzlich als Problem. Ich glaube, dass die Visitatoren es auch erkannt

haben und zu würdigen wussten, dass es hier bei uns im Kirchenkreis nicht unbedingt ein Leiden an Zuständen gibt, die nach Veränderung schreien. Dass wir mit vielen Strukturen offenbar ganz einverstanden sind, weil sie sich für uns bewährt haben und wir uns darin zuhause fühlen. Und dass wir eine ausgeprägte Zurückhaltung haben, nicht auf jeden Zug aufzuspringen und jeder Experimentierfreudigkeit zu trauen.

Stetigkeit, Geduld und Besonnenheit ist das, was unseren Kirchenkreis auszeichnet. Es konnte von den Visitatoren durchaus manches gesehen und gewürdigt werden, was im landeskirchlichen Maßstab gut dasteht, wenn man beispielsweise an die Diakonie, an die Jugendarbeit oder an die Kirchenmusik denkt.

Und doch muss man sich ja selbstkritisch fragen lassen, ob wir für die notwendigen Veränderungen, die unweigerlich kommen werden, gut genug aufgestellt sind. Ob wir Voraussetzungen haben, die es ermöglichen, dass wir uns in der Not gegenseitig helfen können.

Die starken, selbstbewussten, mündigen Gemeinden haben die Kehrseite, dass die synodale Ebene nur sehr schmal ist, dass der Gedanke der Solidarität oft nur schwach ausgebildet ist, wenn die eigenen Interessen berührt sind. Aber wir werden nicht umhin kommen, uns gegenseitig stärker füreinander verantwortlich zu fühlen. Knapper werdende Ressourcen werden uns irgendwann dahin drängen. Wollen wir warten, bis wir selbst vor Ort betroffen sind und die Initiative ergreifen, oder ist der Kirchenkreis als Planungsgröße akzeptiert? Wenn ja, dann müssen wir etwas dafür tun, dass auf der synodalen Ebene mehr Zusammenwirken passiert und uns nicht nur zurückziehen auf die Inseln des Gemeindelebens.

Wie kommen wir zu Ergebnissen, die den Herausforderungen der Zukunft unserer Kirche gerecht werden? Das ist die Frage.

In der Vergangenheit haben wir immer sehr auf konsensfähige Lösungen gesetzt, und oft ist es uns auch gelungen, in längeren Prozessen verlässliche Strukturen zu entwickeln. Aber bei persönlicher Betroffenheit kommt diese Konsensorientierung an Grenzen, wie wir inzwischen gemerkt haben. Dann braucht es Leitung, dann braucht es Entscheidungen.

Auf welcher Ebene werden sie vorbereitet? Wer entwickelt sie? Darüber brauchen wir ein Einvernehmen. Insbesondere dann, wenn wir von einer Phase der ruhigen Konsolidierung in eine Phase notwendiger Veränderung überwechseln müssen.

2. Das gegenseitige Annehmen in der Zusammenarbeit von Haupt- und Ehrenamtlichen

Im vergangenen Jahr hat es in mehreren Kirchengemeinden ordentlich geknirscht. Die Zusammenarbeit ist mühsamer geworden zwischen Pfarrkolleginnen und -kollegen, zwischen Haupt- und Nebenamtlichen, zwischen Presbyteriumsmitgliedern und Pfarrpersonen.

Das hat jeweils unterschiedliche Gründe, die man keineswegs alle zusammenrühren darf. Ich bin auch nicht geneigt, einen allgemeinen Trend daraus abzuleiten. Aber als Warnsignal verstehe ich diese Häufung an Konfliktfällen in Gemeinden schon. Denn was passiert da, wenn sich ehren- und hauptamtlich Mitarbeitende so entzweien, dass eine Zusammenarbeit nicht mehr möglich ist? Wie kommt es zu dieser Heftigkeit und Ausweglosigkeit? Und was kann man tun, um Konflikte rechtzeitig zu bearbeiten, damit sie nicht eskalieren?

Mir scheint, dass der Druck immer mehr steigt auf allen Seiten. Pfarrfrauen und Pfarrer sehen sich immer stärkeren Belastungen ausgesetzt. Ehrenamtliche sehen sich überfordert durch immer komplexer werdende Aufgaben. Mitarbeitende sehen sich nicht genügend einbezogen, wenn sie von Veränderungen betroffen sind.

Veränderte Rahmenbedingungen, weniger Personal, schmalere Ressourcen - das erfordert Einschnitte, keine Frage. Aber die auch gemeinsam zu tragen und nach außen zu vertreten, ist eine schwierige Aufgabe. In Lengerich, Tecklenburg und Westerkappeln weiß man nach spürbaren Personalverknappungen im Pfarrdienst davon ein Lied zu sin-

gen. Man kann nicht überall mit Verständnis rechnen, wenn es in der Gemeinde zu Konzentrationsprozessen kommt. Jede Veränderung ist mit Schmerzen verbunden, die von Betroffenen lautstark zum Ausdruck gebracht werden. Das ist häufig zermürbend. Wir brauchen eine Verständigung darüber, was wir unter veränderten Rahmenbedingungen noch voneinander erwarten können. Der Aufgabenkatalog muss durchforstet werden. Und dann müssen Ergebnisse auch klar und offen nach außen kommuniziert werden. Wir machen uns gegenseitig kaputt, wenn wir zwar personell weniger werden, aber trotzdem meinen, alles könne so bleiben wie es ist, und es dürfe bei der gewohnten Angebotspalette keine Abstriche geben.

Ich halte viel davon, solche notwendigen Umgestaltungsprozesse von außen begleiten zu lassen, etwa durch Gemeindeberatung oder das Amt für Missionarische Dienste. Solche Beratung hilft auch bei der Erstellung einer Gemeindekonzeption.

Ich kann nur raten, solche Prozesse anzugehen. Sie helfen zur Selbstvergewisserung und zur Konzentration auf das Wesentliche. Gelungene Beispiele, das verraten die Gemeindeberichte, gibt es in Hörstel, Lotte, Rheine-Jakobi und Rheine-Johannes. Die Gemeinde Rheine-Jakobi ist sogar die erste, die sich auf den Weg macht, ihre bereits entwickelte Konzeption zu überarbeiten und zu aktualisieren.

Ich möchte alle Gemeinden ausdrücklich ermutigen, sich auf einen solchen Weg zu machen. Solche Konzeptionen entwickelt man ja nicht für die Schublade, auch wenn sich das Gerücht hartnäckig hält. Gerade in herausfordernden umbruchsvollen Zeiten helfen sie zur Aufgabenklärung und zur sinnvollen Konzentration auf bewusst bestimmte Prioritäten. Und ich bin mir sicher, auf einer solchen gemeinsamen Grundlage, die in der ganzen Gemeinde bekannt und verbreitet ist, lässt sich auch besser zusammenarbeiten. Was den Pfarrdienst anbelangt, so wird es gerade hier auch zu einer deutlicheren Aufgabenklärung kommen müssen. Die Zukunft des Pfarrdienstes wird ein Thema der kommenden Landessynode sein. Im Rahmen der Superintendenten-Klausur ist uns schon deutlich geworden, dass der Pfarrdienst der Zukunft mehr Struktur und mehr Begrenzung braucht. Dienstzeiterfassungen und Dienstanweisungen, die mit dem Presbyterium ausgehandelt werden, könnten dafür ein Weg sein.

Sorge macht uns auch der fehlende Nachwuchs in der Presbyteriumsarbeit. Die Förderung des Ehrenamtes haben wir uns als Zukunftsaufgabe auf die Fahnen geschrieben. Aber auf der Suche nach geeigneten Kandidatinnen und Kandidaten für das Leitungshandeln in der Gemeinde kommt unser Bemühen schon an eine Grenze. Mancherorts ist es bereits sehr schwierig geworden, die vorhandenen Presbyterstellen überhaupt zu besetzen. Manche Stelle bleibt vakant über lange Zeiträume. Natürlich ergibt sich zu jeder Wahl die Möglichkeit der Verkleinerung des Presbyteriums. Darüber sollte nachgedacht werden.

Aber das löst das Problem nicht, dass es offenbar immer schwerer wird, Menschen in der Gemeinde für diese Aufgabe zu gewinnen und zu halten.

Die Verkürzung der Amtszeit der Presbyterinnen und Presbyter auf 4 Jahre hat sich nicht unbedingt als ein Gewinn erwiesen. Spürbare Vorteile sind daraus jedenfalls nicht erwachsen. Wenn es denn stimmt, dass sich ohnehin nur diejenigen zur Kandidatur überreden lassen, die schon einen engen Bezug zum Gemeindeleben haben, dann ist die Verkürzung der Amtszeit keineswegs das entscheidende Argument, um zur Mitarbeit zu bewegen. Es erweist sich im Gegenteil mancherorts als schädlich, dass das gesamte Presbyterium alle vier Jahre wiedergewählt werden muss. Denn dabei steht jedes Mal die Kontinuität der Presbyteriumsarbeit auf dem Spiel.

3. Das gegenseitige Annehmen im Verhältnis von Gemeindedienst und funktionalen Diensten

Wir sind ein Kirchenkreis, in dem der Bereich der synodalen Dienste vornehmlich durch pfarramtlichen Entsendungsdienst abgedeckt wurde. Damit sind wir über viele Jahre gut gefahren. Es sind Arbeitsbereiche entstanden, die ohne diese zusätzliche Personaldecke

niemals in dieser Breite ausgefüllt gewesen wären. Wir haben uns spezialisiert in der Krankenhaus- und Altenheimseelsorge, in der Öffentlichkeitsarbeit, in der Erwachsenenbildung, in der Frauen- und Kulturarbeit.

Seitdem der Entsendungsdienst aber perspektivisch als Auslaufmodell gilt, spüren wir immer deutlicher die Grenzen dieses Systems. Mit jedem Abgang aus dem Entsendungsdienst offenbaren sich die Lücken.

Im letzten Jahr ging Stephan Buse und hinterließ eine Lücke in der Krankenhauseelsorge in Rheine. Anke Blotevogel verließ den Bereich der Altenheimseelsorge in der Geriatrischen Klinik in Mettingen, als sie komplett in den Schuldienst überwechselte. In diesem Jahr haben wir die Abgänge von Martina Gottschling und Michael Hopf zu verkraften. Damit stehen die Frauen- und Kulturarbeit und die Öffentlichkeitsarbeit zur Disposition. Die Forderung, „Macht doch aus diesen Entsendungsdienststellen reguläre Pfarrstellen“, ist leichter erhoben als erfüllt. Denn was bislang noch kostenneutral über die landeskirchliche Finanzierung sichergestellt war, fällt vollkommen zu Lasten der kreiskirchlichen Finanzplanung, wenn wir normale Pfarrstellen einrichten. Es ist völlig klar, dass wir das nicht in jedem Fall tun können. Also bedarf es eines sorgfältigen Nachdenkens darüber, an welchen Stellen wir uns etwas leisten wollen und können, und wo nicht.

Die Haltung, „Schön, dass wir diese Stellen in guten Zeiten hatten, jetzt können wir sie uns halt nicht mehr leisten“, ist dabei aus meiner Sicht aber auch keine angemessene. Denn ich bin überzeugt, dass wir uns keinen Gefallen tun, wenn wir uns ausschließlich auf den Gemeindedienst zurückziehen.

Auch wenn wir zweifellos über die Kirchengemeinde immer noch die stärkste Bindungskraft für unsere Kirchenmitglieder erzielen, ist es doch bei ehrlicher Betrachtung so, dass wir über die parochiale Struktur längst nicht die Vollzahl unserer Gemeindeglieder erreichen. Sie dort aufzusuchen, wo sie darüber hinaus auch noch sind und wo sie ihr Interesse hinlenken, macht Sinn. Darum bin ich für eine angemessene Ausstattung auch mit funktionalen Diensten auf überörtlicher Ebene.

Das führt uns zu der Frage nach den Prioritäten.

Was für ein Kirchenkreis wollen wir sein? Wenn es Konsens sein sollte, dass wir uns als ein Kirchenkreis mit diakonischem Profil verstehen, dann macht es Sinn, etwa in die Krankenhauseelsorge zu investieren. Nicht nur unter der Perspektive, dass wir damit den Gemeindepfarrdienst entlasten, sondern weil wir dadurch einen zusätzlichen Akzent von Fachlichkeit in der Seelsorge setzen.

Verständlich ist der Reflex, dass dort, wo eine Lücke entsteht, sofort das Bedürfnis nach einer personellen Nachfolgelösung besteht. Aber wir müssen genau überlegen, ob das wirklich in *jedem* Bereich sinnvoll und machbar ist.

Ich weiß, das ist ein schwieriges Feld, weil sich mit solchen Überlegungen sofort der Eindruck verbindet, es würde ein Werturteil über die bisherige Arbeit von Menschen gesprochen, die ein Arbeitsfeld ausgefüllt haben. Aber darum geht es nicht. Jeder anstehende Wechsel bietet auch die Möglichkeit, sich Gedanken über Alternativmodelle zu machen jenseits von Strukturen, die den Status quo bewahren.

Wenn wir jede freiwerdende Stelle einfach nur eins zu eins nachbesetzen wollen, dann nehmen wir uns die Kraft für neue Wege. Wer sagt denn, dass wir in der Zukunft nicht etwas ganz anderes brauchen? Eine Stelle für Ehrenamtskoordination und -begleitung etwa, wenn denn die Ehrenamtsgewinnung eine der wichtigsten Zukunftsaufgaben unserer Kirche ist, wie in unserer Kirchenkreiskonzeption beschrieben?

Wir haben uns in der AG Pfarrstellenplanung erste Gedanken zur Zukunft der synodalen Dienste in unserem Kirchenkreis gemacht. Der KSV hat in der Folge daran weitergearbeitet. Was in den Synodenunterlagen zum TOP „Öffentlichkeitsarbeit“ zu finden ist, ist kein fertiges Konzept, aber es ist der zusammengefasste Stand der Beratungen, der durchaus den Willen zur Prioritätensetzung erkennen lässt und notwendige Entscheidungen ermöglicht, wenn sie denn konsensfähig und finanzierbar sind.

Auf längere Sicht braucht es für unseren Kirchenkreis dringend ein festes Forum für Planungsaufgaben. Wir haben im KSV darüber nachgedacht, dass wir für die nächste Synodalperiode einen **ständigen Strukturausschuss** für unseren Kirchenkreis einrichten sollten. Der FPA sollte von strukturellen Planungsaufgaben entlastet und sich auf die Finanzplanung konzentrieren können. Wir hätten dann einen synodalen Finanzausschuss und einen Strukturausschuss, in dem die Zukunftsfragen für unseren Kirchenkreis beraten werden können.

4. Das gegenseitige Annehmen in der Zusammenarbeit der verschiedenen kirchlichen Dienste

Es wird langsam deutlich, dass die Zukunft unserer Kirche nicht allein beim Pfarrdienst liegen kann. Auch wenn unsere Präses im Blick auf den Pfarrdienst nicht zu Unrecht vom Kernberuf unserer Kirche spricht, wird es nicht sinnvoll sein, sich nur auf diese Berufsgruppe zu konzentrieren. Denn der Trend ist deutlich, dass im Pfarrdienst immer größere Lücken entstehen werden. Und die wenigen Verbleibenden können nicht die ganze Last tragen.

Es braucht darum nicht nur eine Werbung für den Pfarrdienst, um das Nachwuchsproblem der Zukunft zu lösen. Es braucht auch eine Werbung für andere kirchliche Berufsgruppen.

In einzelnen Kirchenkreisen in Westfalen ist schon damit begonnen worden, auf regionalisierter Ebene für eine angemessene Ausstattung von Pfarrern *und* Gemeindepädagogen zu sorgen. Das könnte ein Zukunftsmodell sein, um zunehmende Belastungen im Pfarrdienst abzufangen.

Wenn wir an kirchliche Mitarbeitende denken, dann sind die Jugendreferenten, Kirchenmusiker, Küster und Verwaltungsmitarbeiter unbedingt mit zu berücksichtigen. Nicht zuletzt auch die Mitarbeitenden in der Diakonie und die Erzieherinnen in unseren Kindertageseinrichtungen. Sie alle sind Aushängeschilder für kirchliche Lebensäußerungen. Sie machen Kirche für die Menschen greifbar und erkennbar.

Im Bereich unseres Kindergartenverbundes ist einige Unruhe entstanden, weil Personalmaßnahmen unumgänglich wurden. Dem KSV ist die Entscheidung wahrlich nicht leicht gefallen, der punktuellen Umbesetzung von altgedientem Personal zuzustimmen. Aber nach ausführlichen Beratungen mit der Geschäftsführung und im Leitungsausschuss ist der Maßnahmenkatalog als unausweichlich erschienen.

Wenn 18 von 29 Einrichtungen defizitär laufen und mit ihren Budgets nicht mehr auskommen, dann muss gegengesteuert werden. Wir haben uns im Hinblick auf das kommende Kindergartenjahr für eine Lösung entschieden, die es uns ermöglicht, bis auf den Sonderfall Jakobus-Kindergarten Laggenbeck, alle Einrichtungen zu erhalten und allen fest angestellten Mitarbeiterinnen des Verbundes die Sicherheit ihres Arbeitsplatzes zu garantieren. Um Einsparungen im Personaletat zu erzielen, mussten allerdings die personellen Umbesetzungen erfolgen. Dass darüber aus persönlicher Betroffenheit erheblicher Unmut entsteht, war vorauszusehen und vermutlich unvermeidlich. Im Einzelfall hat es auch Mitarbeiterinnen getroffen, die seit Jahren mit der jeweiligen Einrichtung fest verbunden sind. Das erzeugt Unverständnis im Team und bei Eltern und ruft manchmal auch die Intervention der Kirchengemeinden hervor, die sich mit ihren Einrichtungen eng verbunden fühlen.

Aber bei allem Verständnis für Enttäuschung über angekündigte Versetzungen stellt sich die Frage nach der Alternative.

Wir haben uns mit der Einrichtung des Kindergartenverbundes vor 7 Jahren für einen solidarischen Zusammenschluss ausgesprochen. Dieser sollte in erster Linie der Arbeitsplatzsicherheit und dem Erhalt unserer Einrichtungen dienen. Jetzt ist erstmals ein Schmerzpunkt erreicht, der unsere gemeinsame Solidarität erfordert.

Auch wenn die Sicherung der pädagogischen Qualität nach wie vor die wichtigste Priorität hat, kann das nicht bedeuten, dass Kinderteams in ihrer Zusammensetzung

grundsätzlich unantastbar sind. Es ist eine schwierige Aufgabe für die Geschäftsführung gewesen, sinnvolle und annehmbare Lösungen herbeizuführen. Nach meinem Eindruck hat sie die Aufgabe sehr überlegt und verantwortungsvoll erfüllt. Das hat auch die Mitarbeitervertretung dem KSV bestätigt.

Auf Dauer wird es uns allerdings nicht gelingen, das strukturelle Defizit allein durch Personalverschiebungen im Verbund aufzulösen.

Ich hoffe, es ist ausreichend wahrgenommen worden, dass wir uns in einer gemeinsamen ökumenischen Initiative mit den katholischen Trägern auf politischer Ebene für eine bessere finanzielle Ausstattung der Kindergartenarbeit eingesetzt haben.

Auf der landespolitischen Ebene ist das Problem der strukturellen Unterfinanzierung mittlerweile zum Glück erkannt. Es fehlt allerdings noch an Lösungen, die zu spürbaren Entlastungen im Haushalt führen.

Wir werden nach den Sommerferien eine Arbeitsgruppe einsetzen, in der sich Mitglieder aus KSV und Leitungsausschuss gemeinsam mit Verbund-Geschäftsführung und Verwaltungsleitung zusammenfinden, um zukunftsfähige Strategien für unsere Kindertageseinrichtungen im Verbund zu entwickeln, damit wir nicht aus der Not heraus zu Maßnahmen gezwungen werden, die unter Handlungsdruck entstehen müssen und naturgemäß viel Unsicherheit auslösen. Langfristige Handlungsperspektiven müssen für den Verbund entwickelt werden.

Nach den Sommerferien wollen wir uns dem Thema *Gesundheitsmanagement* zuwenden. Es gibt dafür in unserem Kirchenkreis bereits einige interessante Ansätze im Bereich der Diakonie und der Verwaltung. Auch die Pfarrkonferenz hat sich mit dem Thema befasst. Wenn wir das Thema angehen, dann sollten wir es nicht in einzelne Berufsgruppen aufspalten, sondern einen gemeinsamen Blick darauf werfen. Wir planen, eine Steuerungsgruppe einzusetzen, die aus Mitgliedern verschiedener Berufsgruppen besetzt ist. Die Agentur für Personalberatung in der EKvW hat dafür ihre Begleitung angeboten. Eine breite Zusammensetzung wird uns helfen, beim Thema Gesundheitsfürsorge den Blick nicht zu einseitig nur auf bestimmte Berufsgruppen zu lenken, sondern es von vornherein umfänglicher aufzustellen. Die AG der MAVen im Kirchenkreis Tecklenburg hat sich hier sehr aufgeschlossen gezeigt und ihre Mitarbeit zugesagt.

5. Das gegenseitige Annehmen auf der Ebene des Gestaltungsraums

Im Bereich der Kooperation mit den Nachbarkirchenkreisen ist von einigen Fortschritten zu berichten. Das betrifft nicht nur den Bereich der Verwaltung, auch wenn das Thema für diese Synode erneut stark im Vordergrund steht.

Wir entdecken, dass es Themenbereiche gibt, in denen wir gemeinsam zu sinnvollen Lösungen kommen können. Jeder Kirchenkreis für sich steht vor denselben Problemen. Wünschenswerte Personallösungen scheitern an den finanziellen Möglichkeiten. Bevor nun jeder Kirchenkreis für sich entscheidet, inwiefern er für diesen oder jenen Arbeitsbereich kleinere Stellenanteile locker machen kann, sollte geprüft werden, ob es nicht zu gemeinsamen Lösungen kommen kann, die allen drei Kirchenkreisen nützen. Im Hinblick auf den Schulbereich und die Notfallseelsorge sind wir derzeit in interessanten Gesprächen, die uns hoffentlich neue Perspektiven eröffnen.

Man muss dabei nicht die Sorge haben, dass wir Gefahr laufen, unsere eigene Identität aufzugeben. Wir sind nicht auf dem Weg, ein Kirchenkreis zu werden. Das muss man immer wieder betonen, um keine falschen Schlussfolgerungen zu ziehen.

Im Moment sind wir allerdings in einer sehr günstigen Phase, wo wir mit den Nachbarkirchenkreisen in einer guten Gesprächsatmosphäre sind und vieles konstruktiv gestalten können.

Zu den positiven Erfahrungen gehört beispielsweise auch die gemeinsame Planung für das Reformationsjubiläumsjahr 2017. Es ist erfreulich, wie viel kreatives Potential freigesetzt wird, wenn sich die Kräfte aus drei Kirchenkreisen bündeln. So kann Gestaltungsraum sogar Spaß machen. Erfahrungen dieser Art führen zur Entkrampfung und wecken

die Hoffnung, dass wir auch bei einem so großen Thema wie der Verwaltung zu einem Einvernehmen finden können.

Wir legen der Synode heute das Ergebnis des Prüfauftrages für eine gemeinsame Verwaltungslösung mit dem Nachbarkirchenkreis Steinfurt-Coesfeld-Borken vor, den wir vor einem Jahr auf den Weg gebracht haben. Die Botschaft lautet: Mit den Nachbarn kann es gehen, wir sehen keine gravierenden Hindernisse, die eine gemeinsame Verwaltungslösung ausschließen. Aber wahrscheinlich ist das nur eine Etappe auf dem Weg. Denn wir wollen auch noch die große Lösung prüfen, ob es auch gemeinsam mit Münster geht und in dieser Dreierkonstellation noch mehr Synergien festzustellen sind.

6. Das Annehmen künftiger Herausforderungen

Auch wenn unseren Kirchenkreis und unsere Region ein gewisses Beharrungsvermögen auszeichnet, das für Kirche im ländlichen Raum vielleicht ganz typisch ist, bleibt es doch unsere Aufgabe, die künftigen Herausforderungen nicht gänzlich unvorbereitet auf uns zukommen zu lassen. Wir werden uns an der einen oder anderen Stelle bewegen müssen, auch jetzt schon, proaktiv sozusagen, in Vorwegnahme künftiger Entwicklungen, sonst sind wir möglicherweise nicht mehr handlungsfähig, wenn die Zeiten schlechter werden.

Es gilt, unsere Stärken zu erhalten. Dafür ist uns die Visitation in diesem Jahr ein nützlicher Spiegel gewesen. Aber wir dürfen es auch nicht versäumen, rechtzeitig über neue Wege nachzudenken. Dafür erhoffen wir uns aus dem Visitationsbericht einige Anregungen.

Die Visitation hat uns gerade in den Gesprächen mit den öffentlichen Vertretern aus Politik und Wirtschaft deutlich gemacht, dass wir als evangelische Kirche wahrgenommen werden und nach wie vor als ein wichtiger Faktor im Gemeinwesen gelten.

„Zieht euch als Kirche nicht zurück, bleibt nahe bei den Menschen“, diese Botschaft haben wir etwa von den Bürgermeistern deutlich gehört.

Und die politischen Mandatsträger aus Landtag und Bundestag haben insbesondere unser diakonisches Engagement, etwa im Bereich der Kindertageseinrichtungen, der Leder Werkstätten, der Diakoniestationen und sogar im Friedhofswesen stark gewürdigt. Sie haben die Bitte damit verbunden, in diesen Bereichen auch in Zukunft präsent zu bleiben.

Das wollen wir auch gerne tun. Aber das können wir freilich nur, wenn auch die Rahmenbedingungen dafür stimmen.

Wenn die Pauschalen im Kindergartenbereich nicht mehr auskömmlich sind und die kirchlichen Träger mit ihren alten Gebäudebeständen ins Hintertreffen geraten, weil für die Substanzerhaltung kein ausreichendes Budget vorgesehen ist, dann lässt sich das kirchliche Engagement in diesem Bereich bei allem guten Willen in der bisherigen Weise nicht aufrecht erhalten. Wir sind gerne bereit, weiterhin subsidiär staatliche Aufgaben zu übernehmen. Zumal, wenn sie auch unserem eigenen diakonischen Anspruch und Auftrag entsprechen. Aber wir kommen an unsere Grenzen, wenn wir als kirchliche Träger dafür nicht genügend Unterstützung erfahren.

Eine besondere Herausforderung für Kirche und Gesellschaft stellt gegenwärtig auch die wachsende Zahl von Flüchtlingen dar. Es ist beeindruckend zu sehen, wie viele ehrenamtliche Initiativen sich im Sinne einer Willkommenskultur für Flüchtlinge in den verschiedenen Kommunen im Kreisgebiet gebildet haben.

Wie anders ist doch heute die Situation als noch vor 20 Jahren, als man dem Flüchtlingsstrom eher reserviert bis ablehnend gegenüberstand.

Heute sind es auch viele Mitglieder aus unseren Kirchengemeinden, die sich in der Flüchtlingshilfe engagieren wollen. Wo sich Kommunen um Runde Tische zur Integration von Flüchtlingen bemühen und dazu einladen, dass sich das Engagement von Vereinen und Verbänden bündelt, ist auch der Kirchengemeinde eine Aufgabe gestellt.

Viele Ehrenamtsinitiativen brauchen Unterstützung, etwa Unterrichtsmaterialien für Sprachkurse. Damit sind sinnvolle Ansätze für die Unterstützung aus der gemeindlichen Diakoniekasse gegeben. Und vielleicht müssen wir es auch noch lernen, unsere Gemeindeglieder stärker zu öffnen für das bürgerschaftliche Engagement, das sich an so vielen Stellen herausbildet.

Wenn wir uns weniger vereinskirchlich darstellen und ein Mitakteur in der öffentlichen Gemeinwesenarbeit sind, bekommen wir auch wieder neue Aufgaben an die Hand, die sich belebend auf unsere Gemeindewirklichkeit auswirken. Vielleicht ist dafür die Flüchtlingsarbeit ein sinnvoller naheliegender Ansatz. Denn dieses Thema wird uns aller Voraussicht nach noch eine ganze Weile beschäftigen.

Nach meiner Auslandsreise mit Vertretern aus Kirche und Landespolitik zu den Außengrenzen der EU nach Griechenland und Italien bin ich erst recht davon überzeugt, dass wir gegenwärtig nur die Spitze des Eisbergs der weltweiten Flüchtlingsproblematik erleben. Es wird nicht bei den Flüchtlingszahlen dieses Jahres bleiben. Die Menschen strömen aus den Kriegsgebieten in Afrika und Syrien nach Europa, und es kann nicht angehen, dass wir das Flüchtlingsproblem allein den Griechen und Italienern überlassen, nur weil sie zufällig die ersten sind, die am Mittelmeer von den Fluchtwegen der Menschen betroffen sind. Deutschland wird genauso wie alle anderen europäischen Staaten seinen Beitrag zur Flüchtlingsaufnahme leisten müssen, und damit auch Nordrhein-Westfalen und der Kreis Steinfurt. Wenn das Thema unsere Städte und Kommunen betrifft, dann wird es auch zu einer kirchlichen Aufgabe.

Wir sind auch an anderer Stelle herausgefordert, gesellschaftliche Verantwortung zu übernehmen. Ich nenne nur das Thema Klimaschutz und Nachhaltigkeit, das wir im Rahmen der Tagesordnung dieser Synode noch behandeln. Auch hier sieht uns der Kreis Steinfurt als natürlichen Verbündeten und Kooperationspartner. Wenn uns andere so wahrnehmen, sollten wir dieser Rolle auch gerecht werden.

Im Gesamtgefüge des Weltgeschehens haben wir gegenwertig wohl immer stärker das Gefühl, dass Stabilität verloren geht. Die Auswirkungen globalen Handelns werden für uns immer deutlicher spürbar, wir können sie gar nicht mehr fernhalten.

„Die Flüchtlinge kommen zu uns, weil wir vorher in ihren Ländern waren, mit unserer Wirtschaftskraft, mit unseren politischen Interventionen, mit unseren Waffen.“ So hat es der Erzbischof Hieronymus II. der griechisch-orthodoxen Kirche in Griechenland gegenüber unserer Delegation vor zwei Wochen in sehr deutlichen Worten gesagt. Wir haben eine Verantwortung all diesen Menschen gegenüber. Es sind nicht die Flüchtlinge der Griechen oder Italiener, es sind *unsere* Flüchtlinge, die wir mit verursacht haben. Das ist eine unbequeme Wahrheit, aber ein Teil der Wirklichkeit unserer Zeit, die uns immer stärker bedrängt.

Auch darin stellt sich uns die Aufgabe des Annehmens. Es gilt, Realitäten zu erkennen, unseren Teil von Verantwortung zu begreifen und nicht nur fortwährend um uns selbst zu kreisen.

„Nehmt einander an, wie Christus euch angenommen hat zu Gottes Lob.“

Die Aufgabe der gegenseitigen Annahme ist uns in vielen Bezügen gestellt. Wir müssen es durchbuchstabieren für alle Bereiche, in denen wir als Kirche wirken wollen. Es ist unser Auftrag, dies nicht nur als Botschaft mit Worten zu verkündigen, sondern es auch glaubwürdig zu leben - trotz aller ernüchternden Erfahrung, dass es auch hier im Kirchenkreis oft sehr menschlich zugeht und wir uns in Konflikten bisweilen zerreiben.

Die Erinnerung, dass wir von Christus Angenommene sind, will uns helfen, einen Anspruch zu bewahren, der nicht Überforderung, sondern Befreiung bedeutet.

Er hilft uns, in der Hoffnung zu leben, dass von der Christusannahme etwas auf uns abfärbt, das uns zur gegenseitigen Annahme fähig macht.